

Ein würdiger Nachfolger von Hemingway & Co.

Die alljährliche Verleihung der Pulitzer-Preise wird unter Journalisten und Verlegern ähnlich gespannt verfolgt wie von Schauspielern und Filmproduzenten das Oscar-Spektakel in Hollywood. Insbesondere der Pulitzer-Preis in der Kategorie "Roman" gilt als der wichtigste Literaturpreis in den USA. So gewann ein gewisser Ernest Hemingway diesen im Jahre 1953 für eines seiner berühmtesten Werke: "Der alte Mann und das Meer". Auch in jüngerer Zeit waren es mit Philip Roth oder Jeffrey Eugenides Vertreter aus der ersten US-amerikanischen Schriftsteller-Riege, die diesen Preis in Empfang nehmen durften.

Im vergangenen Jahr ist Paul Harding der Coup gelungen, diesen Preis mit seinem Debütroman zu gewinnen: "Tinkers" heißt der hochdekorierte Roman sowohl im Original als auch in seiner deutschen Ausgabe, die einer der großen "Hingucker" im diesjährigen Buchsommer hierzulande ist. Was die Angelegenheit noch viel interessanter macht, ist die Tatsache, dass Hardings Manuskript zu "Tinkers" vor einigen Jahren mehrfach abgelehnt worden war, so dass es für mehrere Jahre in Hardings Schubladen verschwand, bevor man beim kleinen New Yorker Verlag Bellevue Literary Press das wahre Potential des Romans erkannte.

Der Uhrmacher George Washington Crosby liegt im Sterben und sieht sein Leben an sich vorbeiziehen. Besonders war vor allem das Verhältnis zu seinem Vater Howard, mit dem er als junger Knabe oft über die Dörfer tingelte. Sein Vater war nämlich mit Esel und Karren als fahrender Händler unterwegs, wobei er auch Kessel flickte, ein "Tinker" eben. Leider erfüllte Howard niemals die Erwartungen seiner Frau, zumal er mit seinen epileptischen Anfällen oft auch noch für einige Schreckmomente sorgte - unter anderem als er während eines Anfalls George beinahe einen Finger abgebissen hatte. Daher plante Howards Frau, ihn in eine Anstalt einzuweisen, woraufhin er seine Familie vom einen auf den anderen Tag verließ.

Das vorliegende Buch schwimmt einem in etwa so vor den Augen, wie es George mit seinem Leben und seinen Erinnerungen auf dem Sterbebett ergeht. Wer als Leser in einem Buch Halt in einer Kapitelstruktur oder an einer fest gewohnten Erzählform sucht, der ist bei "Tinkers" verloren. So wechseln die Erzählformen von einem Absatz zum anderen, mal berichtet Howard als Ich-Erzähler, mal George, mal wird von einem der beiden in der dritten Person geschrieben und schließlich findet sich der Leser gar in Howards Kindheit wieder.

"Tinkers" verlangt von seinem Leser höchste Konzentration, alldieweil beiläufiger Konsum die einzelnen Seiten vor dem Leser verschwimmen lässt. Es ist mit weniger als 200 Seiten zwar nur ein kleines Buch, doch hat es viel zu erzählen. Manche Leser mögen sich an ihre Schulzeit erinnert fühlen, als sie sich durch Klassiker wie "Wilhelm Tell" oder "Maria Stuart" geackert haben, weil man im jungen Alter die Tragweite des Großen und Ganzen noch nicht erfassen konnte und gerne auf Sekundärliteratur gesetzt hat, die einem erst Aufschluss gebracht hat. Derartige Sekundärliteratur mag man sich auch an einigen Stellen bei "Tinkers" wünschen, da man sich schon fragt, was einem Harding mit diesem oder jenem Einschub denn sagen möchte.

Abgesehen davon, dass Harding seinem Leser eventuell mehr mitteilen wollte, als dieser in der Lage war zu begreifen, fasziniert der Autor durch seine Melodie der Worte, seine Sätze, die mal hämmern, mal einen förmlich hinwegtragen, aber in manchen Passagen selten kürzer als eine halbe Seite sind. Es ist vor allem das Finale des Buches, das den Leser berührt und darüber begeistert sein lässt, dass Vater und Sohn ihr Leben trotz widriger Umstände erfolgreich gemeistert haben. Jeder Leser wird dieses Buch in dem Wissen zur Seite legen, dass er an einem ganz besonderen Stück Literatur teilhaben durfte.

Christoph Mahnel 29.08.2011

